

## **Christoph Theobald: Christentum als Stil. Für ein zeitgemäßes Glaubensverständnis in Europa, Freiburg/Basel/Wien: Herder 2018.**

### ***Vom Missionsland Europa, vom Lebensglauben jedermann und jederfrau und vom christlichen Lebensstil***

Der Autor, Jesuit und Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik in Paris, inzwischen 75 Jahre alt, legt in diesem Buch einen Entwurf zukünftigen und zukunftsfähigen Christseins in Europa vor. Dabei handelt es sich nicht um einen Kontrastentwurf, sondern um die Bereitschaft und Fähigkeit, sich den Herausforderungen der säkularen Welt zu stellen, diese noch weitreichender als das Zweite Vatikanische Konzil anzuerkennen und konstruktiv für eine Reform des europäischen Christentums zu nutzen.

Dabei ist das zentrale Ziel Theobalds, als Christ:innen einen Beitrag zur Überwindung der europäischen Vertrauens- und Hoffungskrise beizutragen, ohne eine Rechristianisierung Europas zu propagieren oder zu erhoffen.

#### **Ausgangslage:**

Kirche in der Diaspora: Wahrnehmung des eigenen Minderheitenstatus, ohne der Gefahr einer Ghettoisierung zu erliegen.

Exkulturation des Christentums: der kulturelle Sockel des Christlichen verschwindet

Glaubwürdigkeitskrise: der christliche Glaube steht unter *Mythosverdacht* und er wird als globale Vision von vielen nicht mehr gebraucht (man könnte sagen, die vielen kleinen Fragen des Lebens haben die großen verdrängt oder ersetzt); er wird in seiner humanen Wirkung skeptisch gesehen (ihm wird *Lebensferne* attestiert).

#### **Bezugspunkte/Quellen:**

Christoph Theobald entwickelt seine mit dem und nahe am Zweiten Vatikanischen Konzil, er macht aber auch deutlich, dass wir den kulturellen Horizont des Konzils verlassen haben. An die Stelle des homogenen Weltbildes des Konzils sind Pluralismus der Lebensentwürfe, Relativierung der Überzeugungen, Pragmatismus, Probabilismus, Verflüssigung und Fragmentierung der Lebensgeschichten getreten.

Der postmoderne Mensch kann auf Humanität und Menschenwürde nicht zurückgreifen, sondern muss sie kollektiv und individuell in seinem Alltag „neu *wollen* müssen“. „Nur wenn das Christentum – im Blick auf

die Zukunft solchen Wollens – die Alterität oder Pluralität *aller ethisch begründbaren* Menschheitskonzepte anerkennt, kann es *glaubhaft* vertreten, dass sich in seiner ‚genetischen Kodierung‘ keinerlei Gewaltpotential verbirgt“ (40).

Noch in einer anderen Hinsicht muss das Konzil überschritten werden, denn es interessiert sich zwar für epochale Veränderungen, aber nicht für singuläre, elementare und alltägliche Glaubensvollzüge, das Neue Testament aber schon.

Folglich sind die Bezugspunkte und Quellen der vorgelegten Arbeit die Konzilstexte, auch in ihrem bisher kaum vollzogenen Zueinander, die Texte von Papst Franziskus, besonders Evangelii Gaudium, und das Neue Testament.

*Die vorliegende Darstellung verzichtet oft auf die Bezüge zu diesen Quellen, um nicht zu ausführlich zu werden. Wer sie mitvollziehen möchte, kommt wohl nicht umhin, das Buch zu lesen.*

## **Zentrale Phänomene und Begriffe:**

### **Christlicher Glaube als Stil**

Zentral am christlichen Glauben ist,

- dass Jesus selbst Glaubender ist,
- und dass sich in der Begegnung und Beziehung zu ihm das Glaubensgeschehen ereignet,
- und dass die (Ur-)Gemeinde keine andere Aufgabe hat, als dieses Glaubensereignis in der Begegnung und Beziehung mit Jesus Christus zu ermöglichen.

Mit Stil meint Theobald eine Lebensform unter anderen, bei der Inhalt und Form kohärent sind. Zum Stil gehören die objektive Vielfalt von Lebensformen und der subjektive Sinn (sensus) für die jeweilige Einzigkeit.

Das Phänomen Stil umfasst 1. die *Einzigartigkeit* des Werks bzw. der Gestaltungskraft des/r Autors/in, 2. das *Begegnungsgeschehen*, in dem allein diese erfasst werden kann, 3. die im Empfangenden schöpferischen Kräfte freisetzende Wirkung *in der Welt*.

Der Philosoph und Phänomenologe Maurice Merleau-Ponty definiert den Stil als „Kennzeichen einer Art und Weise, die Welt zu bewohnen“, nämlich ihre Elemente auf ihre Verheißung, ihren Mehrwert, ihr eigentliches Wesen hin zu orientieren. (siehe Seite 53).

„In dem Moment, da man sich bewusst wird, dass Christentum und christliches Glauben nicht in dogmatischen Lehrsätzen oder autoritativen Aussagen eingefangen werden kann, sondern als *Lebensform* unter anderen, genauer als *Begegnungs- und Beziehungsgeschehen in der Welt* verstanden werden will, bietet sich der hier entwickelte Stilbegriff geradezu an, um sich seinem *Wesen* zu nähern“ (53).

Stil ist dann der Sinn, das Gespür, die Sensibilität für die Konkordanz zwischen Inhalt und Form des Glaubens. Dieser Sinn heißt im Konzil *sensus fidei*, Theobald nennt ihn auch *sensus regni*, ein innerer Sinn für die jetzt kommende Herrschaft Gottes.

Glaube als Stil zu verstehen heißt dann, ihn als einzigartiges Ereignis von Begegnung und Beziehung im Hier und Jetzt anzusehen, in dem der fundamentale Lebensglaube geweckt, entdeckt, gestärkt und entfaltet wird. Der christliche Glaube als Stil steht so im Dienst des Lebensglaubens aller Menschen bzw. des betreffenden Menschen, mit dem die Begegnung geschieht.

Christlicher Glaube ist Glaube an den Lebensglauben (↓) aller Menschen, den zu ermöglichen, im Sinne von entdecken, stärken und zur Deutung zu ermächtigen, Jesus vorgelebt hat.

### **Der Stil (Glaube) Jesu: heilige Gastfreundschaft**

Theobald zeigt diesen Glauben als Stil am Vorbild Jesu. Inhaltlich lässt sich dieser christliche Glaube dann präzisieren, nämlich als heilige Gastfreundschaft.

Jesu Beziehungsverhalten lässt sich als heilige Gastfreundschaft beschreiben, denn Jesus praktiziert in der Begegnung eine Distanz zu sich selber, die ermöglicht, dass er „von Jedermann und in jeder Situation neu zu ‚lernen‘ vermag, wer er selbst ist und was er ‚kann‘. (...) So schafft er einen *Freiheitsraum* und schenkt gleichzeitig denen, die ihm begegnen, allein durch seine Anwesenheit und seine Gegenwart wohlthuende Nähe. Dieser neue *Lebensraum* erlaubt diesen Menschen, ihre eigene Singularität zu entdecken, die bereits in der Tiefe ihrer Existenz verborgen da ist und sich nun plötzlich, *in der Begegnung* mit dem Mann aus Nazareth, als ‚Glaubensakt‘ artikuliert. (...) Hat sich solches ereignet, (...) dann können sie ihre eigenen Wege gehen; das Entscheidende für ihr Leben ist geschehen“ (59).

Gastfreundschaft meint dann, beim Gast zu Gast sein, denn erstens ist ein Loslassen von sich selbst damit verbunden und zweitens geht es darum, für jedermann da zu sein, hier und jetzt anwesend und gegenwärtig zu sein.

Siehe *Hebr 13,2* „Vergesst die Gastfreundschaft nicht, denn durch sie haben einige, *ohne es zu ahnen* (!) Engel beherbergt“. Gastfreundschaft ist dann unbedingt im Sinne von umsonst und daher heilig.

Christentum als Stil meint dann zunächst den besonderen Sinn, diese heilige Gastfreundschaft bei Jesus zu entdecken.

Christentum als Stil meint dann weiter, in den eigenen Begegnungen und Beziehungen diese heilige Gastfreundschaft zu leben, ferner Begegnungen und Beziehungen zu den Armen aktiv zu suchen, um in heiliger Gastfreundschaft deren Lebensglauben zu entdecken und zu stärken.

Christentum als Stil kann dann als gelebte Praxis auch bewirken, dass der andere selber zum christlichen Glauben findet, aber dies geschieht nur in wenigen Fällen und das genügt.

„Glaubwürdig, ist dann nicht zunächst der Gottesbezug als solcher und unsere transzendente Offenheit auf diesen Bezug hin, sondern dieser oder jener Zeuge im mehr oder weniger dramatischen Umfeld seiner Beziehungen und Begegnungen“ (67).

## **Lebensglaube**

Der Lebensglaube des Jedermann und der Jederfrau ist die zweite Seite der Medaille des theobaldschen Konzepts und konstitutiv für dieses.

„Der *Andere* (...) ist nicht nur Nicht-Christ, sondern als Anderer durchaus ein ‚Glaubender‘ in einem ganz grundsätzlichen Sinn: *Jeder* Mensch lebt dank eines *elementaren Vertrauensvorschusses*, der sich nicht auf den reinen Überlebenstrieb reduzieren lässt. Es handelt sich um einen zum Leben notwendigen *Akt*, der jedoch nie endgültig vorliegt, sondern bei bestimmten Gelegenheiten und Ereignissen neu, ja ganz neu aktiviert werden muss; es sind immer *Anderere*, die diesen Akt in uns erzeugen, ohne allerdings diesen Lebensakt an unserer Stelle setzen zu können: ‚*Meine Tochter, mein Sohn. Dein Glaube hat Dich gerettet*“ (79).

Für Theobald ist dieser Glaube ein geistliches Grundvertrauen. Glaube ist dann 1. ein menschliches Phänomen; 2. T

taucht er in unserer Offenheit und Verwundbarkeit auf; und 3. nimmt er die Form des Fragen nach Orientierung und Sinn an und antizipiert das Ganze unserer Existenz, ohne darüber zu verfügen.

Glaube taucht da auf, wird da zum Akt, zum Ereignis, wo die Erfahrung der Unverfügbarkeit des Ganzen nicht übergangen wird.

Der singuläre Glaubensakt dieses Lebensglaubens lautet: „Ich vertraue mich (credo) - in meiner Verwundbarkeit - dem Rätsel/Geheimnis meiner/unserer Existenz in der Welt an, in der Hoffnung darauf, mit diesem Vertrauen nicht zum Verlierer zu werden“ (83).

Man kann die Bewegung auch umkehren: „Das Geheimnis zieht mich an, schafft in mir Vertrauen und erlaubt es mir – in meiner Verwundbarkeit – in Wahrheit ‚ich‘ zu sagen“ (83). Diesem Geheimnis kann ich den Namen des christlichen Gottes geben. Aber nicht der Gottesbezug macht den Christen, die Christin, sondern der Stil, die Kohärenz von denken, tun, sagen und sein.

An späterer Stelle bezeichnet Theobald die Umkehrung als theologale (glaubenserfahrungsmäßige) Umkehrung: „Das Geheimnis zieht mit an ...(...) Genau diese Umkehrung vollzieht sich im Gebet“ (239). Sie muss aber nicht erfolgen, der Lebensglaube ist ohne diese Umkehrung vollständig.

Dieser Lebensglaube entsteht:

1. in Situationen der Unterbrechung, wie Krisen, wichtige Etappen und Ereignisse – es sind Erschließungssituationen (disclosure situations), in denen die Ganzheit des Lebens aufblitzt oder auf dem Spiel steht;
2. in Begegnung und Beziehung mit anderen, die diesen Lebensglauben durch ihr geschenktes Dasein evozieren. Wer den Sinn dafür hat, sieht ihn dann: Glaube, wo wir ihn nicht erwarteten;
3. im Versprachlichen durch den Glaubenden selbst, der die Kompetenz des Ausdrucks oder der Interpretation besitzt.

„In den soeben angesprochenen *disclosure situations* hat deshalb der jeweils Andere oder – biblisch gesprochen – der ‚Nächste‘ nicht nur die Rolle, Lebensglauben zu ermöglichen – ohne sich selbst an die Stelle des anderen zu setzen, sondern auch die, seine Sprach- und Interpretationskompetenz zu respektieren und in vielen Fällen zu provozieren“ (88).

„In den sog. *disclosure situations* blitzt das ‚Ganze‘ unseres Lebens als unverfügbare, einmalige Einheit auf und stellt uns vor die ‚Glaubensfrage‘: Lohnt es sich bis zum Ende zu gehen?“ (99). In der

Begegnung mit Jesus kann dieser fragende Mensch seine Kohärenz und Authentizität entdecken und ausdrücken, weil Jesus den Glaubenssinn für diese Kohärenz, für „die unsichtbare und unüberhörbare Übereinstimmung des jeweiligen Menschen mit sich selbst“ (152) besitzt. In seiner Nachfolge üben Christ:innen dieselbe Geste: im anderen den Lebensglauben entdecken, weil man ein Gespür für seine Kohärenz und Authentizität besitzt und sie entdeckt und zur Sprache, zum Ausdruck, zur Deutung befreit. „In der Nachfolge des Jesus von Nazareth sollte sich die Kirche umsonst für den ‚Glauben‘ Jedermann interessieren, ob er nun Jünger Jesu wird oder nie der Kirche angehören wird“ (100). Darin besteht das neue Verständnis von Mission.

Das bedeutet, dass es keine Wertehierarchie zwischen Lebensglauben und christlichem Glauben gibt (siehe 106).

## **Das neue Verständnis von Mission**

„Die geistliche Grundvoraussetzung von Mission ist nicht nur die individuelle und kollektive Lern- und Reformfähigkeit, sondern zuallererst das ‚Staunen‘: das ‚Erstaunen‘ Jesu im Lukasevangelium, in seiner Begegnung mit dem Hauptmann von Kafarnaum. ‚Nicht einmal in Israel habe ich solchen Glauben gefunden‘ (Lk 7,9). (...) ‚*Glaube‘, wo man ihn nicht vermutet*“ (77).

Mission meint dann Gastfreundschaft, „welche den Gastgeber in einen ‚Gast‘ des Gastes verwandelt, vor allem auch *des Gastes, der nach menschlichem Ermessen nie Jünger Jesu wird und auch nie der Kirche angehören wird*“ (88).

Im Zentrum des Interesses steht der Lebensglaube des anderen und seine Kompetenz, ihn zu versprachlichen und zu deuten. Diesen Lebensglauben in der konkreten Situation zu entdecken und zur Sprache kommen zu lassen durch den anderen und damit zu stärken, das ist die missionarische Aufgabe und das Ziel von Kirche, nicht die Jesusbeziehung oder die Gottesbeziehung, nicht Jünger zu machen, wie es die amerikanische Freikirchenbewegung ausdrückt.

„Ob es sich nun um den elementaren anthropologischen ‚Glauben‘ des Jedermann handelt oder um einen christgläubigen Jünger Jesu, spielt zunächst keine Rolle, wenn man wirklich annimmt, dass Mission als Ermöglichung von Glauben ‚umsonst‘ geschehen muss und zunächst einmal ein Dienst der Kirche am Lebensglauben aller Menschen ist“ (95).

Der Stil der Mission ist ihr Sinn für den Lebensglauben des anderen, ihn zu erspüren, bewusst zu machen und zu stärken, aber beim anderen die Interpretationshoheit über seine Erfahrungen zu belassen.

## **Das christliche Angebot angesichts der Herausforderungen im aktuellen Europa**

*Den beiden Kapiteln zu den besonderen Herausforderungen im aktuellen Europa wird diese kurze Zusammenfassung nicht gerecht. Ihr Schwerpunkt liegt auf den anderen Kapiteln des Buches.*

Der europäische Auftrag des Christen, der Christin ist, den Lebensglauben der Menschen zu entdecken und zu stärken – in der konkreten Begegnung der Gastfreundschaft.

Christoph Theobald benennt als besondere Herausforderung das **Gewaltpotential (1)**, die **ökologische Krise und den Transhumanismus (2)**.

### (1) Was kann christliches Glauben zur alltäglichen Überwindung unseres Gewaltpotentials beitragen?

Der Andere ist nicht nur der Nicht-Christ, sondern auch der Muslim, die Jüdin, ...

Durch die Migrationsströme ist in Europa ein neuer Religionspluralismus entstanden. Gleichzeitig ist die Vokabel Religion zu einem Reizwort geworden. Es ist offen geworden, ob Religionen Menschlichkeit fördern oder behindern. Dies gilt auch für das Christentum.

Theobald stellt fest, dass die modernen Kommunikations-Gesellschaften nicht Religionen als solche, sondern verschiedene Lebensstile in eine schwierige, bisweilen auch gewalttätige Beziehung bringen.

Von daher ergeben sich drei Fragen:

1. Was hält die Gesellschaft zusammen und inwiefern sind die Religionen diesbezüglich integrationsfähig?
2. Inwieweit sind die Religionen bereit und fähig, sich gegenseitig nach ihrem Verhältnis zueinander und ihrem Verhältnis zur Gesamtgesellschaft zu befragen?
3. Inwieweit sind sie zur Rückfrage nach sich selber bereit, ob sie den universalen Frieden erhoffen und Gewaltsituationen vermeiden?

Theobald stellt sich die Frage nach dem Beitrag des Christentums für den Frieden und die Vermeidung von Gewalt und wendet die heilige

Gastfreundschaft auf das gesellschaftliche Handeln an. Dabei ist aber mehreres zu beachten:

- Das gesellschaftliche Band muss a-religiös interpretiert werden, es kann nicht mehr christlich begründet werden.
- Der westliche Universalismus ist partikular.
- Das Christentum braucht einen neuen Kommunikationsstil, um einen Auftrag für Frieden und Gewaltfreiheit zu leisten.

Der Beitrag des Christentums liegt im Christentum als Stil, der sich angesichts des Gewaltpotentials in Europa erneut am Stil Jesu messen muss und dadurch radikalisiert. Denn angesichts von Gewalt besitzt Jesus die Freiheit, „bis zum Ende“ (149) zu gehen, d.h. er hält die heilige Gastfreundschaft auch angesichts von Gewalt durch und bleibt bei seiner Übereinstimmung mit sich selbst.

Insofern ist der christliche Lebensstil ein „Sinn“, „der in der radikal offenen Gastfreundschaft Jesu - in seiner kommunikativen Heiligkeit – entsteht und diese gleichzeitig im anderen möglich macht“ (153). Radikal offene Gastfreundschaft meint, dass ich in der Lage bin, die Kohärenz des anderen, seine geheimnisvolle Übereinstimmung mit sich selbst und damit seine Einzigkeit wahrzunehmen.

„Messianischer Frieden zeigt sich dann (...), wo Gastfreundschaft bedingungslos ausgeübt wird“ (154). Sie wird auch da durchgehalten, wo Gewalt droht, indem sie auf die Weisheit des anderen weiterhin vertraut und an ihn, an sie glaubt.

„Der entscheidende Beitrag der Christen ist nicht nur ihre messianisch-universalistische Friedensvision, die sie mit vielen anderen teilen, sondern vor allem die von Jesus, dem Heiligen Gottes, kommende Freiheit vom Tode als letztem Feind; eine innere Freiheit, die es ihnen erlaubt, mit Gewalt ohne Gegengewalt umzugehen, auch und gerade dann, wenn diese Gewalt in unseren familiären oder sonstigen Intimsphären entsteht“ (189).

## (2) Ökologische Krise und Transhumanismus

Das postsäkulare Zeitalter (Jürgen Habermas) zeichnet sich dadurch aus, dass Humanität nicht vorgegeben ist, sondern von der Menschheit gewollt werden muss. Die Gesellschaft muss sich als menschlich wollen und sich autorisiert erfahren, dies zu wollen. Mit anderen Worten: sie ist auf Hoffnung und Vertrauen angewiesen.

Angesichts dieser Situation und um dieses Wollen zu ermöglichen, bedarf es der „selbstkritischen Rücknahme der christlichen Tradition zugunsten eines ‚elementaren‘ Lebensglaubens und ‚anonymer



Heiligkeit“ (202), darin besteht sozusagen die gesamte theobaldsche Mission.

Der christliche Glaube ist dann eine Ressource unter anderen, die Hoffnung zu nähren, die gegen alle Hoffnung doch nicht naiv ist. Damit will Theobald eine andere Ressource als die Angst und Bedrohung anbieten, um die ökologische Krise zu bewältigen.

Der Christ, die Christin verstehen sich als Gast auf Erden, wie es das Kirchenlied besingt. „Wir handeln dann so, *als ob* alle Generationen, seit Anbeginn der Menschheit und bis zu ihrem Ende auf diesem Planeten eine geheimnisvolle Einheit bildeten und die Geschichte unserer Erde von den Lebenden, Toten und noch nicht Geborenen ‚gewebt‘ würde. Genau dies ist, zumindest in erster Annäherung, mit dem Begriff der *Auferstehung* gemeint“ (219).

Theobald geht es um den Zusammenhang der singulären Lebensgeschichte und aller Generationen wie der ganzen Schöpfung, er versteht die Auferstehung als die Gleichzeitigkeit aller Menschen und der Schöpfung, auf die der Mensch mit Staunen und Kreativität reagiert, Kreativität, um diese Erde zu retten und menschlich zu erhalten. Diese Entgrenzungserfahrung der Gleichzeitigkeit und des Zusammenhangs verbindet Theobald mit dem Heiligen Geist oder dem Geist Gottes.

Wie Franziskus und mit ihm fordert er daher einen „prophetischen *und* kontemplativen Lebensstil“ (237). Der stilistische Ansatz bezieht sich auf „die integrale Relationalität des Menschen, seine vitalen Beziehungen zu sich selbst, zum anderen, zu den anderer Geschöpfen“ (238). Kontemplativ meint dann die Ahnung von oder das Gespür für diese integrale Relationalität und die Dankbarkeit dafür, die sich im Gebet ausdrückt; prophetisch meint dann die Konsequenz des Handelns. Der Ansatz Theobalds ist wie alle neueren Ansätze eine Handlungstheologie, die Früchte, an denen man uns erkennen muss, sind essentiell für den christlichen Lebensstil.

## **Ekklesiogenese**

Europa ist Missionsland geworden, „in dem wir Christen (...) für unseren Glauben um Gastfreundschaft werben müssen“ (277).

Der Unterscheidung zwischen Lebensglauben und christlichem Glauben entspricht die „Dezentrierung der Kirche“, die missionarisch „aus sich herausgeht“.

Zum Wesen des christlichen Glaubens gehört sein missionarisch sein, nämlich „sowohl ein ‚stereophones‘ Hören der Stimme Gottes und seiner immer neuen Glückszusage *als auch* ein Verkünden aus innerer ‚Überzeugung‘“ (280), also die konstitutive Verbindung zwischen Hören und Verkünden.

Eine stilistische Ekklesiologie bedeutet, dass sich die Kirche selber als Ort heiliger Gastfreundschaft verstehen und ihr humanisierendes Ethos erweisen muss.

Dazu gehört, dass jeder Mensch Charismen hat, Talente zum Nutzen aller (1 Kor 13,7). Charismen, so Theobald, sind nicht einfach Funktionen oder Aktionsformen zum Nutzen der Kirche als Organisation und Institution, sondern „das Charisma meint letztendlich ‚die ganze Person‘“ (284). Charismen sind Gaben des Geistes, also „eucharisierte‘ Präsenzen, die diese Kirche tagtäglich ernähren“ (285). Die Charismen bilden „den Bereich *menschlich-geistlicher Begegnungen zwischen der Kirche und ihrer Umwelt*“ (285), denn jeder Mensch ist als Person ein „charismaticus, eine ‚Gnadengabe‘ für alle“ (286).

Aus der Perspektive der Charismenlehre sind alle Menschen, Lebensgläubige und Christgläubige, Gnadengaben für alle. Der Christgläubige ist dann der, der dafür einen besonderen Sinn hat, der in der Begegnung und Beziehung der Gastfreundschaft diese Wahrheit realisiert und besonders die Menschen im Blick hat, die von Jesu Gastfreundschaft besonders gemeint waren (die Armen).

„Kirche ‚entsteht‘ jeweils in der leiblichen Existenz der Menschen, und zwar dann, wenn sich eine Gemeinde ‚umsonst‘ für den ‚Lebensglauben‘ der Anderen interessiert. Dies verlangt eine Konversion aller Akteure, die man auch als ‚eucharistisch‘ bezeichnen kann: Der uns ausgelieferte Leib Christi lädt uns dazu ein, den Anderen, wer auch immer er ist, als eine diskrete Gestalt dieser *Geistesgabe* wahrzunehmen und uns von seinem elementaren ‚Glauben‘ in Dienst nehmen zu lassen“ (290).

Theobald spricht auch vom *grundsätzlichen Blickwechsel*: weg von den hierarchischen Vorstellungen von Kirche und weg von autoritären Pastoralstrategien hin zum ereignishaften und geschichtlichen Mysterium in den Begegnungen und Beziehungen von Menschen.

Mit dem Blickwechsel (304) verbunden ist die biblische Sicht: „Die Ernte ist reich, aber es gibt nur wenig Arbeiter“ (Mt 9,37 und Lk 10,2). Die Frage ist an die Kirche, ob sie trotz ihres Schwundes an Mitgliedern, Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen an die reiche Ernte glaubt, oder ob

sie nur den Niedergang sieht, weil sie vom Lebensglauben der Menschen keine Ahnung hat.

**„Kirche ‚entsteht‘ dort von neuem, wo ‚Glauben‘ erzeugt wird“ (305) – aber dieser Glaube muss nicht der Christusglaube sein und wird es auch mehrheitlich nicht sein. Es darf der Lebensglaube sein als Vertrauen ins Leben. Dieser Glaube ist immer bedroht, ihn zu fördern, zu wecken, durch heilige Gastfreundschaft zu ermöglichen oder ihn einfach zu sehen und sich die Deutung vom Lebensgläubigen schenken zu lassen, das ist die Aufgabe der Kirche im postsäkularen Zeitalter, das ist ihre Mission. In dieser heiligen Gastfreundschaft *kann* der Andere Christus entdecken, das Kann ist jedoch entscheidend.**

Theobald beschreibt abschließend Etappen einer missionarisch-genetischen Konzeption von Kirche, quasi seine pastoraltheologischen Schlussfolgerungen:

1. Kirche entsteht, wo Glaube erzeugt wird, Lebensglaube und vielleicht auch Christusglaube: ganz konkret an kirchlichen Orten und anderswo.
2. Die Bibel spielt eine wichtige Rolle, aber es muss unterschieden werden zwischen ihr als Klassiker europäischer Kultur und als Heiliges Buch der Kirche. So treffen sich Christen, Nichtchristen und Sympathisanten in der Bibellektüre, ohne sich gegenseitig vereinnahmen zu wollen. Ich schlussfolgere, dass Kirche die Aufgabe hat, an kirchlichen Orten solche gemeinsame Lektüre zu initiieren.
3. Kirche braucht geistliche Rutengänger:innen, die die nach dem Sinn ihres Lebens suchenden Menschen aufsuchen und deren Charismen entdecken. Aber hier ist missionarische Sensibilität gefragt, inwieweit Menschen diese ihre Charismen an einem kirchlichen Ort oder in die Gesellschaft einbringen wollen.
4. Ein kirchlicher Ort entwickelt ein missionarisches Bewusstsein, indem er seinen Auftrag für den Sozialraum entdeckt und wahrnimmt, in der Sprache Theobalds: „die Fähigkeit, auf die gesellschaftlichen Entwicklungen ihres (femininum: Gemeinde] lokalen Kontextes zu antworten“ (309).
5. Wichtig ist die Wahrnehmung, dass es immer Personen sind, die *„Zeichen geben und Zeichen sind“* (309). Sie machen die Sakramentalität der Kirche im Werden aus.
6. Kirche ist nicht nur der eine kirchliche Ort, sondern entgrenzt sich aufeinander zu. Man könnte vom Netzwerk Kirche sprechen.
7. Kirche ist auf dem kontemplativen Weg, wenn sie den Lebensglauben sieht und bezeugt.

*Zusammenfassung und Akzentuierung:*  
Christiane Bundschuh-Schramm  
14.5.2021